

KIM VOGEL SAWYER



MEIN HERZ
BLEIBT BEI DIR



e SCM Hänssler

Zeichen einer echten Dame ist. Ich trage immer einen Hut oder nehme einen Sonnenschirm, wenn ich für längere Zeit in die Sonne hinaus muss.«

Libby hängte das nasse Handtuch über eine kleine Holzstange und drehte sich um, um an Alice-Marie vorbeizugehen.

Aber Alice-Marie stellte sich Libby direkt in den Weg. Sie verschränkte die Hände unter dem Kinn und strich die Rüschenfülle am Ausschnitt ihres Nachthemds glatt. »Elisabet, du musst dich unbedingt einer Verbindung anschließen. Geh mit mir zu *Kappa Kappa Gamma*, bitte! Du wirst keine einzige Freundin haben, wenn du es nicht tust.«

Libby rieb sich die Hände und warf Alice-Marie einen grimmigen Blick zu. »Das heißt dann wahrscheinlich, dass ich auf Freundinnen verzichten muss.«

Alice-Marie blieb der Mund offen stehen. Sie starrte Libby an, als hätte sie gerade ein Gespenst gesehen.

Libby tänzelte an ihrer Zimmerkameradin vorbei zum Kleiderschrank und zog sich das einfache weiße Baumwollnachthemd über den Kopf. »Alice-Marie, bitte halte mich nicht für ungesellig, aber ich bin nicht hier, um Klubs beizutreten und Freundschaften zu schließen. Ich bin hergekommen, um Journalismus zu studieren. Ich beabsichtige, mir in der Stadt einen Job zu suchen, der mich wahrscheinlich viel Zeit kosten wird. Ich glaube kaum, dass ich neben der Arbeit und dem Studium noch Zeit für Klubs und so etwas haben werde.«

Alice-Marie kletterte in ihr Bett und schmiegte sich in die Kissen. Sie zog einen Schmolmund. »Ach ... du Arme. Du musst arbeiten, um dir das Studium selbst zu finanzieren? Beahlt dein Vater dir das nicht?«

Libby wusste nicht, ob Alice-Marie Mitleid hatte oder entsetzt war. Aber sie antwortete ehrlich: »Ich habe ein Stipendium. Mein Studium wird von einem Wohltäter bezahlt, der das Waisenhaus unterstützt, in dem ich seit meiner Kindheit gelebt habe. Ich muss mir kein Geld verdienen. Ich möchte arbeiten, um Erfahrungen zu sammeln, weniger wegen des Geldes.«

»Oooh!« Dieses eine Wort umfasste eine ganze Skala von Tönen, einmal hinauf und wieder hinunter. Alice-Marie machte sich an ihren Decken zu schaffen und ihre Augen wanderten durchs ganze Zimmer, ohne Libby direkt anzusehen. »Du ... du bist eine Waise?«

Libby hatte diesen Tonfall schon öfter gehört und er gefiel ihr nicht. Warum reagierten die Menschen so negativ, wenn sie erfuhren, dass sie keine Eltern mehr hatte? Sie konnte nichts dafür. Warum taten die Menschen dann so, als stimme etwas nicht mit ihr? Andererseits stimmte vielleicht *tatsächlich* etwas nicht mit ihr. Nach dem Tod ihrer Eltern hatte sie anscheinend niemand haben wollen. »Ja, das bin ich.«

»Ich verstehe.« Alice-Marie zog sich die Decke bis ans Kinn und rutschte auf der Matratze tiefer nach unten. »Ja, das ist traurig. Hm. Nun ja, wie gesagt, ich möchte mich *Kappa Kappa Gamma* anschließen und mich für ein Amt im Frauenrat aufstellen lassen. Ich hoffe auch, dass ich in den Dachverband für Studentinnenverbindungen aufgenommen werde. Solange sich das nicht mit dem Tennis überschneidet. Ich bin so froh, dass es einen Tennisplatz hier auf dem Campus gibt. Ich liebe ein gutes Match.«

Libby stellte sich vor, wie Alice-Marie mit einem Schläger in der einen und einem

Sonnenschirm in der anderen Hand Tennis spielte. Sie schnaubte leise. »Bist du zum Zeitvertreib hier oder um zu studieren?«

Alice-Marie hob den Kopf. »Was hast du gesagt?«

»Nichts. Nur dass ich hoffe, dass dir die ganzen ... Aktivitäten gefallen.«

»Oh, ich werde mich darum bemühen. Meine Mutter sagt, dass vielseitige Frauen die interessantesten sind. Ich brauche also viele Erfahrungen, um ... na ja, um mich zu vervielfältigen.«

Ihr hohes Kichern schrillte durchs Zimmer und tat Libby in den Ohren weh. Sie zog sich die Decke über den Kopf. »Gute Nacht, Alice-Marie.«

»Oh, willst du schon schlafen?« Sie klang eher verwirrt als verärgert. »Na gut. Soll ich das Licht ausmachen?«

»Wenn du nicht bei brennendem Licht schlafen willst.«

Die Decke musste ihre beißende Antwort verschluckt haben, denn Alice-Marie fragte: »Was hast du gesagt?«

Libby schlug die Decke zurück und sprach laut und deutlich. »Ja, bitte, mach es aus.«

»Na gut. Gute Nacht, Elisabet. Schlaf gut. Meine Mutter sagt, dass ein ordentlicher Nachtschlaf sehr wichtig ist.«

Libby vergrub ihr Gesicht wieder in der Decke. *Meine Mutter sagt ...* Der Neid brannte in ihrem Inneren. Wie sehr wünschte sie, sie könnte auch zu jemandem sagen: »Meine Mutter sagt ...« Aber sie hatte keine Mutter. Nicht einmal eine Adoptivmutter. Sie könnte sagen: »Mrs Rowley sagt ...« oder »Maele sagt ...« Aber dann würden die Leute fragen: »Wer ist Mrs Rowley? Wer ist Maele?« Niemand musste jemals fragen: »Wer ist deine Mutter?«

Libby drehte sich auf die Seite und kniff die Augen zu. Sie war schon achtzehn – selbst eine Frau. Und sie würde eine bekannte Journalistin werden. Eines Tages würden die Menschen auf der Straße zueinander sagen: »Haben Sie heute die *Gazette* gelesen? Elisabet Conley sagt ...« Und dann würden sie direkt aus ihren Artikeln zitieren. Alice-Maries Mutter war nur Alice-Marie vertraut; Libby würde Tausenden ein Begriff sein. Und wenn es so weit war, würde es keinen Deut mehr zählen, dass sie eine Waise war.

Als Libby am nächsten Morgen aufwachte, stellte sie fest, dass Alice-Marie sich bereits leise angezogen und das Zimmer verlassen hatte. Blinzeln betrachtete sie die runde Uhr auf dem Schreibtisch ihrer Zimmerkameradin und stieß einen überraschten Schrei aus. Es war fast halb neun! In einer halben Stunde würde das Frühstück vorbei sein. Nachdem sie gestern Abend nichts gegessen hatte, war ihr Magen schmerzhaft leer. Sie wollte heute die Büros der verschiedenen Zeitungen in der Stadt abklappern, um sich eine Stelle zu suchen. Da brauchte sie eine Grundlage, um gestärkt zu sein.

Libby sprang aus dem Bett, schlüpfte in den braunen Rock und die Weste, die sie gestern getragen hatte, und band sich die ungekämmten Haare mit einem schmucklosen braunen Band zu einem Pferdeschwanz zusammen. Mit zitternden Fingern betastete sie den Boden des dunklen Kleiderschranks, bis sie die schwarze Ledermappe fand, die Maele und Jackson ihr für ihre Aufzeichnungen geschenkt hatten. Einen Moment lang hielt sie die Mappe auf den Handflächen wie ein Diener, der ein Kissen mit einer Krone trug, und hielt

die Luft an. In diesem ledernen Behältnis ruhte ihre Hoffnung für die Zukunft.

Bitte, o bitte, lass sie gut genug sein!

Normalerweise überließ sie Petey das Beten, aber diese Bitte kam aus ihrem tiefsten Inneren.

Die Mappe an die Brust gedrückt, riss sie die Tür auf und schoss in den Gang hinaus. Sie dachte kaum daran, sich zuerst umzusehen. Zu ihrer Erleichterung war der Korridor leer. Sie rannte zur Treppe und bewegte sich polternd nach unten. Ihre Schuhe machten einen erheblichen Lärm.

Ohne an Tempo zu verlieren, eilte sie über den grasbewachsenen Hof. Gekonnt wich sie anderen Studenten aus, ignorierte ihr Lachen und ihre Warnungen, vorsichtig zu sein, und stürmte in den Speisesaal, wo sie an der Tür schlitternd zum Stehen kam. Sie nahm sich einen Moment Zeit, um ihren Rock und die losen Haarsträhnen um ihr Gesicht herum glatt zu streichen, bevor sie den Raum so anständig betrat, dass Isabelle Rowley stolz auf sie gewesen wäre.

Die meisten Tische waren leer; nur wenige Studenten saßen noch in kleinen Gruppen zusammen, um fertig zu essen oder sich zu unterhalten. Suchend sah sie sich nach Petey oder Bennett um, entdeckte sie aber nirgendwo. Enttäuscht nahm sie sich ein Tablett. Die Mappe zur Sicherheit unter den Ellbogen geklemmt, ging sie zu einem langen Holztisch in der Nähe der Küche hinüber, auf dem Schüsseln und Platten warteten. Das meiste davon war schon leer geräumt – nur etwas Rührei, ein runzlicher Apfel und ein paar trocken aussehende Scheiben Toastbrot waren noch übrig. Seufzend schaufelte sie sich das Ei auf den Teller und nahm sich eine Scheibe Toastbrot.

Als sie die unappetitliche Mahlzeit betrachtete, dachte sie an die wunderbaren Waffeln und Bratwürste, die die Köchin Ramona im Waisenhaus zum Frühstück zubereitete. Ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Ach, könnte sie doch gerade jetzt in Shay's Ford sein!

»Elisabet!« Eine helle Stimme klang durch den Saal.

Libby drehte sich um und entdeckte Alice-Marie mit drei anderen Mädchen an einem Tisch am anderen Ende des Raums.

Alice-Marie winkte ihr zu. »Komm zu uns, Elisabet!«

Libby unterdrückte einen Seufzer. Sie würde lieber mit Petey und Bennett zusammensitzen oder einen Tisch für sich allein haben, aber sie sah keine Möglichkeit, diese Einladung höflich auszuschlagen. Also trug sie ihr Tablett zu den Mädchen hinüber und setzte sich neben ihre Zimmerkameradin. »Du bist früh aufgestanden.«

Alice-Marie lächelte affektiert. »Ja. Ich hatte eine Verabredung mit« – sie zeigte auf jedes Mädchen, während sie ihre Namen nannte – »Margaret Harris, Kate Dunn und Myra Child.« Sie beugte sich dicht zu Libby und flüsterte: »Sie sind im zweiten Studienjahr und Mitglieder von *Kappa Kappa Gamma*.« Sie setzte sich aufrecht hin und strahlte die anderen an. »Das ist Elisabet Conley. Sie kommt aus Shay's Ford und wir teilen uns das Zimmer.«

Libby nickte den jungen Frauen nacheinander zu und fing dann an zu essen. Die Eier waren kalt und schmeckten nach nichts, das Toastbrot war trocken und hart, aber sie aß alles auf, weil sie nichts verderben lassen wollte. Die anderen unterhielten sich weiter, während sie aß, als nähmen sie ihre Anwesenheit gar nicht wahr. Aber als sie mit dem

leeren Tablett in der Hand aufstehen wollte, griff das Mädchen ihr gegenüber – Kate Dunn – nach ihrem Handgelenk.

»Bleib doch noch einen Moment, Elisabet.«

Libby verharrte halb stehend, halb sitzend. »Eigentlich habe ich ein paar Dinge zu erledigen.«

»Aber wir hatten noch gar keine Gelegenheit, uns zu unterhalten. Deine Erledigungen können sicher noch ein paar Minuten warten.«

Alice-Marie warf Libby einen flehenden Blick zu. Es bedeutete ihr viel, Teil dieser Studentinnenverbindung zu werden. Obwohl Libby ihre Zimmergenossin für ein bisschen oberflächlich hielt, wollte sie ihre Chancen, in *Kappa Kappa Gamma* aufgenommen zu werden, nicht sabotieren. Mit einem angestregten Lächeln setzte sie sich hin.

Kate warf einen kurzen Blick in die Runde der Mädchen, bevor sie Libby wieder ihre Aufmerksamkeit zuwandte. »Also gut, Elisabet, wir sind schrecklich gespannt zu erfahren ... bist du nicht das Mädchen, das gestern auf dem Rasen in eine Rauferei verwickelt war?«

Die anderen beugten sich vor wie Katzen um eine in die Enge getriebene Maus. Libby hatte eine böse Ahnung und ihre Kopfhaut fing an zu prickeln. Offenbar hatten sie diesen Vorstoß genau geplant. Dies war ein weiterer Grund, warum sie Mädchen nicht mochte. Sie konnten so berechnend sein. Sie war versucht, ihnen zu sagen, sie hätten sich geirrt, aber ihr Gewissen verbot ihr zu lügen. Also straffte sie die Schultern, sah Kate Dunn direkt in die blitzenden Augen und sagte einfach: »Ja.«

Zwei von ihnen schnappten nach Luft und legten sich die Hand auf den Mund. Libby hätte fast die Augen verdreht. Sie hatten die Antwort schon gekannt – es gab also keinen Grund für diese melodramatische Reaktion.

»Und wer war der Mann, den du geschützt hast?«, fragte Margaret. Drei Sommersprossen prangten in einer Reihe wie kleine Münzen auf einem weißen Blatt Papier auf ihrer Stupsnase. »Ist er dein Freund?«

»Er ist *ein* Freund«, erwiderte Libby gereizt. »Und er hatte nichts getan, um einen Angriff zu provozieren. Dieser Roy« – sie spuckte den Namen förmlich aus – »ist ohne jeden Grund auf uns losgegangen. Ich bin froh, dass Bennett ihn in die Schranken gewiesen hat.«

»Aber Elisabet, wusstest du nicht, dass Roy Kapitän des Baseballteams ist?« In Kates Gesicht und Tonfall spiegelte sich Erstaunen. »Er ist leitendes Mitglied von *Beta Theta Pi*. Roy ist ein sehr wichtiger Mann auf dem Campus.«

»Roy ist ein Rüpel«, gab Libby zurück.

Alice-Maries Gesicht lief leuchtend rot an. Margaret keuchte auf. »Elisabet!« Die anderen schüttelten die Köpfe und wechselten bestürzte Blicke.

Libby erhob sich und schob sich ihre Mappe unter den Arm. »Ich sage nur die Wahrheit. Ich hoffe, Roy geht uns von jetzt an aus dem Weg. Denn ich weiß, dass Bennett nicht zögern wird, ihn noch einmal zu schlagen, wenn es nötig ist.« *Und das gilt auch für mich!*

Wieder schnappten die versammelten Mädchen nach Luft. Libby nahm von ihrer Reaktion keine Notiz, sondern eilte in Richtung Küche, um ihr Tablett abzugeben. Sie hörte eine von ihnen sagen: »Alice-Marie, wie kannst du nur mit so einem würdelosen Mädchen zusammenwohnen?«

Alice-Maries Antwort erreichte Libbys Ohren. »Oh, ihr müsst Elisabet entschuldigen. Sie ist eine Waise, wisst ihr – sie weiß es nicht besser. Vielleicht ist sie sogar eine Indianerin.«

Mit einem Ruck drehte Libby sich um. »Ich bin keine Indianerin!« Sie wollte auch herausschreien, sie sei keine Waise, aber das konnte sie nicht. Deshalb knallte sie ihr Tablett auf den nächstbesten Tisch und flüchtete.